

„Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.“

Versuch über einen katholischen Theologen

aus

Tells Schweiz in Schillers Schwabenland

Zu Hans Küngs 80. Geburtstag am 19. März 2008

Autor: Kurt Oesterle (1)

Sprecher: Michael Heinsohn (2)

Ort: Grüner Saal im Schloß Bebenhausen

Lieber Jubilar, verehrte Festgemeinde,

kein Wort ist in Hans Küngs Erinnerungswerk in Geist und Buchstaben so präsent wie das Wort „Freiheit“; allein in den Kapitelüberschriften des ersten Bandes kommt es mehr als ein dutzendmal vor. Freiheit ist das Element, mit dem hier das Schöpfwerk der Erinnerung betrieben wird.

Wenn aber die Freiheit einmal nicht im Wort anwesend sein kann, dann tritt sie in einer Zahl auf, genauer: in einem Datum, in dem sie für einen Schweizer gut aufgehoben ist, nämlich dem 1. August, an dem die Eidgenossen jedes Jahr ihre Bundesfeier begehen. Die Wahl dieses Tages geht auf den Bundesbrief von 1291 zurück, in dem die Waldstätten Uri, Schwyz, Nid- und Obwalden bekunden, sich zusammenzuschließen, um den Frieden im Inneren zu sichern und die Freiheit nach außen zu verteidigen – und mit dieser Freiheit eine frühe Form der Demokratie, nach der griechisch-antiken immerhin die zweitälteste in Europa, und, vom Mittelalter aufwärts, ringsumher ein Sonderfall, aber doch so attraktiv, daß bald schon andere Schweizer Orte dem Bund beitraten, als erster, im Jahr 1332, Hans Küngs Heimatkanton Luzern.

Das Datum des 1. August steht am Anfang und am Ende von Hans Küngs Autobiographie: einmal - 1. August 2002 - unter der Einleitung „Warum ich von meinem Leben erzähle“, dann, fünf Jahre später und dreizehnhundert Seiten weiter unter der Danksagung an die Mitarbeiter. Das ist, an beiden Stellen, kein kalendarischer Zufall, sondern eine Küngsche Freiheitssignatur und das Bekenntnis des global denkenden und handelnden Theologen zu seiner Heimat – so wie die Prägung durch seine schweizerische Herkunft längst in Hans Küngs weltweitem Tun erkennbar wurde, scheint er doch nichts anderes zu wollen als die gläubigen Weltbürger aller Religionen und Kontinente zum Schwur auf dem Weltethos-Rütli zusammenzurufen.

Mutterseelenallein weit draußen im See schwimmend verspüre ich am Anfang, besonders bei bedecktem Himmel, doch ein wenig Unbehagen beim Gedanken an die gewaltige Tiefe des Sees. Nein, ich bin kein Naturmystiker, der Gott im Wald oder auf dem See findet. Und für mich ist „Sursee“ nicht der mit Lyrikern zu preisende Ort metaphysischer Erfahrung - wie für den Philosophen Theodor W. Adorno das Odenwaldstädtchen Amorbach oder für Martin Heidegger der „Feldweg“ -, was auch mir die Gotteserfahrung ersetzen könnte. Aber ich kann es sehr wohl erleben, daß ich mich auf „meinem“ See ganz und gar vergesse. Nirgendwo kann ich so wie hier diese Erfahrung machen: daß das Ich in einem größeren umfassenden Ganzen aufgeht und doch nicht zu einem Tropfen Wasser wird, sondern sich selber bleibt. Ungezählte Ideen, Gedanken, Einfälle sind mir, mich vergessend, im See gekommen. Und auch Gebete der Dankbarkeit.

Und so werde ich denn in diesem See all die Jahrzehnte und zu allen Jahreszeiten schwimmen und oft gleichzeitig meditieren und reflektieren. Am liebsten am Morgen früh im Sonnenlicht bei glattem, unberührtem Wasser. Aber auch bei grauem Himmel, oft in Regen und Sturm, wenn der See gekräuselt giftgrün mit weißen Schaumkrönchen zornig aufgepeitscht erscheint.

Am geheimnisvollsten ist der See bei Vollmond, im Winter oft ganz klar und weiß im Hintergrund die Alpen. Im Sommer in der Ferne die Warnlichter auf den Gipfeln, am anderen Ufer die sich spiegelnde Lichterkette der Dörfer. Oft werde ich da bis weit über Mitternacht auf meiner Terrasse schauen, lesen und schreiben: über mir die Milchstraße, besser zu sehen als in den Städten. Mein Haus genau in Nord-Süd-Richtung, durch die Dachluke meiner kleinen Schlafkoje der Polarstern.

Dafür, daß ich als Kind kaum Haustiere haben darf, werde ich später am See entschädigt: genug Tiere rund ums Haus. Und bisweilen auch unterm Haus: Füchse und Dachse. Die Haubentaucher sind die beständigsten Besucher unseres Seereviers, wo sie ihre Nahrung tauchend finden, größtenteils kleine Oberflächenfischlein. Große Fische, Balchen, Seeforellen, wenige Karpfen und auch Hechte, finden sich in größerer Tiefe.

„Es braucht auch einen Hecht im Karpfenteich“, wird der weise Luzerner Theologe und Mystikfachmann Otto Karrer sagen, um die besondere Funktion seines jungen Kollegen im Bereich der Schultheologie verständlich zu machen.

1

Hans Küngs Heimatort Sursee liegt am Sempachersee und gehört zum Luzerner Mittelland; hier sind die Temperaturen mild, die Höhen gemäßigt; fern ist, was Schiller das „furchtbare Gebürg“ nennt. Dieser Landschaft ist Schweizer Freiheitsgeschichte tief eingeschrieben. Auf einer Linie von Sursee nach Südosten liegt Sempach mit dem Schlachtfeld von 1386, wo Winkelried den bäuerlichen Freiheitskämpfern seines Landes eine neue, siegreiche Taktik erfand; dahinter Küßnacht am Rigi, wo Tell mit gespannter Armbrust in der Hohlen Gasse auf den Landvogt Geßler wartete. Seit Jahrhunderten steht hier eine Tellskapelle, so wie drunten am Vierwaldstättersee, auf der Felsplatte, die Tell von Geßlers Schiff aus in fast unmöglichem Sprung erreichte, ebenfalls eine Tellskapelle steht – diese ist in einer hübschen Einlegearbeit auf einem Schrank abgebildet, den Hans Küng von seinem Großvater geerbt hat und den der Besucher beim Betreten des Küngschen Hauses fast zuerst erblickt: mitten in Tübingen eine Aussicht auf die Schweizerberge, Tell mit Sohn Walter und den Urner See.

Wie kann, wie soll man dieses Land erfassen, das Innerschweiz oder Zentralschweiz genannt wird, sich selber als Urschweiz fühlt und das man, in leichter Übertreibung, auch eine Schweiz innerhalb der Schweiz nennen könnte? Höchstwahrscheinlich ist es das einzige Land der Welt, wo man einem Tyrannenmörder Kapellen errichtet hat.

Was sie noch ist, die innere Schweiz? Unbeirrbar katholisch! Als 1531 der Reformator Zwingli mit seinen Truppen aus Zürich heranzog, um das Land mit dem Schwert evangelisch zu stimmen, holte er sich einen blutigen Kopf. Und als kurz vor der Gründung der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1848 in den Urkantonen der Verdacht aufkam, man werde in der neuen Bundesverfassung mit seinen kulturellen und konfessionellen Eigenheiten nicht genügend geachtet, riefen sie einen Sonderbund aus, der erst unter militärischem Druck, vor allem aber durch einige Verfassungsänderungen wieder aufgelöst werden konnte.

Der einzige Protestant, vor dem die katholischen Innerschweizer sich je verneigt haben, dürfte der Schwabe Friedrich Schiller gewesen sein, der ihnen ihr Nationaldrama gedichtet hat; es wurde, auch von den übrigen Kantonen, gern angenommen. Als Zeichen des Dankes ist der Schillerstein zu betrachten, der wie ein natürlich gewachsener Obelisk über zwanzig Meter aus dem Vierwaldstättersee ragt, beschriftet mit den in Goldbuchstaben gesetzten Worten: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller. Die Urkantone“. Dieses Natur-Ehrenmal besteht seit der Hundertjahrfeier zu Schillers Geburtstag 1859.

Auch Gottfried Keller hat damals die Schillerfeiern im Schweizer Kernland besucht und in seinem Essay „Am Mythenstein“ (so lautete der vormalige Name des Schillersteins) darüber berichtet – ein prachtvolles Prosastück, in dem der Zürcher Protestant die älteste, von vielen bereits für veraltet gehaltene Schweiz, leidenschaftlich rehabilitiert; über die Bewohner der Urkantone schreibt er:

2

Sie sind so wenig idyllische Tugendhelden wie die übrigen Schweizer und haben schon allerhand Wüstenei begangen; aber sie sind doch die Bewahrer der ältesten noch lebendigen Form unserer Freiheit sowie eines religiösen Glaubens an Verteidigungsrecht und Kraft. Ihr theokratischer Zug geht nicht tief; sie sind weder Kopfhänger noch Fanatiker; ihr Katholizismus scheint hauptsächlich auf ihrem souveränen Staatsgefühl zu beruhen. Im Glanz ihrer früheren Tage war es ein Vehikel ihrer Herrschsucht, ihrer Regierungs- und Wirkungslust nach außen; heute ist es die Verteidigung ihrer Selbstbestimmung innerhalb ihrer Grenzsteine. Es ist rätlich für die übrigen Kantone, sie in der Behauptung des Eigentümlichen, das ihnen geblieben ist, zum Muster zu nehmen und sie darum zu ehren, statt mitleidig über sie hinwegzusehen.

1

Der politische Zusammenhalt der Schweiz war auf Dauer stärker als alle Konfessionsunterschiede. Unverkennbar aber hat sich die Innerschweiz eine besondere Art erhalten, religiöse und politische Freiheit einander durchdringen

zu lassen, auch wenn ihr Katholizismus nach 1848 nicht selten fortschrittsfeindlich und antimodern auftrat.

Die Schweizer Geschichtsschreibung unterscheidet einen römischen und einen freisinnigen Katholizismus. Zu welchem von beiden Hans Küng gehört, erscheint beim ersten Exempel aus seinem Leben eindeutig.

1967: Die Freiheit der Schweizer Bischofswahlen steht auf dem Spiel, eine in der gesamten katholischen Welt einzigartige Freiheit, die sich unter den günstigen Bedingungen der schweizerischen Entwicklung erhalten hat. In der Eidgenossenschaft wählt das Domkapitel, also der ortsansässige Klerus, den Bischof; Rom hat die Wahl nur zu bestätigen. Doch das ist der Kurie zu wenig, und bei der bevorstehenden Wahl im Bistum Basel will sie das übliche Verfahren unterlaufen und durch Vorabsprachen die Wahl eines vatikangenehmen Kandidaten sicherstellen.

Hans Küng erfährt davon und fühlt sich als „freier Christenmensch und als Patriot“ herausgefordert. Sein Plädoyer für eine demokratische Wahl läßt er unter dem Pseudonym „Helveticus“ erscheinen.

Das nächste Beispiel ist noch aussagekräftiger – geradezu gleichnishaft, weil es zeigt, wie großzügig der Freiheitsbegriff ausgestattet ist, nach dem Hans Küng lebt.

1973: In der Schweiz stehen Artikel der Bundesverfassung zur Abstimmung, die den Jesuiten Klostergründungen und öffentliche Tätigkeiten verbieten. Diese Artikel sind hundert Jahre alt und stammen aus der Zeit des Kulturkampfes zwischen Freisinnigen und Katholisch-Konservativen, die zumal in den Urkantonen ihr Beharren auf einer geistlichen Schulbildung nie ganz aufgegeben haben. Die Jesuiten sind auch in der Schweiz strenge Streiter für die päpstliche Unfehlbarkeit; ihre Gegner wollen die Jesuiten schlagen, um den Papst zu treffen – darum fordern sie, daß die antijesuitischen Artikel beibehalten werden.

Hans Küng entzieht sich einer öffentlichen Parteinahme nicht. Die Gegner der Jesuiten berufen sich auch auf ihn, den Kritiker des römischen Zentralismus. Doch sie werden enttäuscht. Hans Küng nennt, was ein Jahrhundert zuvor verständlich war, heute unverständlich und diskriminierend. Wer *für* die Streichung der Verbote stimme, argumentiert er, der helfe, „einen Flecken“ von der freiheitlichen Verfassung der Schweiz zu entfernen.

Meine Eltern meinen: „Du kannst wie alle aus katholischen Familien auf ein katholisches Internat gehen.“ Doch ich bin grimmig entschlossen: „In einen solchen ‚Kasten‘ gehe ich nicht!“ Unterstützt von meinem Jugendpräses - *einer* war anders! - kann ich es durchsetzen: Ich darf an das im katholischen Milieu als „liberal“ und „freisinnig“ verdächtige Gymnasium der Kantonsschule nach Luzern. Jeden Tag fahre ich also nun mit dem Zug in unsere Kantonshauptstadt, von 1942 bis 1948. Faktisch bedeutet dies für mich die Absage an das katholische Bildungs-Getto, wie man es auch in der Schweiz im 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts defensiv-reaktionär mit einem System katholischer Schulen und Kollegien aufgebaut hat – zur Abwehr des liberalen Zeitgeists. Es ist nach der Entscheidung zum geistlichen Amt meine zweite schwierige Entscheidung: Abschied vom intellektuellen, terminologischen, religiösen Getto-Katholizismus und Zuwendung zu einer offenen humanistischen Kultur.

Meine Freiheit habe ich mir (auch in sieben Jahren Rom) bewahrt und vertieft: ererbte Bürgerfreiheit wurde zu erworbener Gewissensfreiheit. Ich habe mich verändert, und bin doch ich selber geblieben, unverbogen und geradeheraus. Ein Kosmopolit durch all die vielen Kontakte, Reisen, Sprachen und doch verwurzelt in meiner Schweizer Heimat.

Zu unserem nationalen „Projekt“ und meinem schweizerischen Wesen gehört nun einmal eine fast instinktive Abneigung gegen alle Diktatur in Staat, Kirche und Gesellschaft, gegen allen staatlichen Totalitarismus und kirchlichen Integralismus. Eine Widerständigkeit gegen die Anbetung auch kirchlicher Führer und die Vergötzung von Institutionen, ob Partei oder Kirche. Und ein Engagement, wenn es sein muß gegen rechts oder links, für Demokratie, Föderalismus, Toleranz und die Freiheit und Würde des einzelnen Menschen und der kleineren Gemeinschaften. Unser Ideal ist nun einmal bei allen Defekten die politische Freiheit ohne Führer und Geführte, ohne Herren und Knechte. Geßler-Hüte, wer immer sie sich aufsetzt, und sei es ein Bischof, lösen bei uns noch immer Widerstand aus. Versteht man nun meinen Stolz auf eine zutiefst prägende Freiheitsgeschichte?

Während ich an meinem „Helveticus“-Artikel (zu den Schweizer Bischofswahlen) arbeite, rumort es unter der Betonplatte meines Seehauses: ein Dachs, der immer mehr heranschleppt und schlechten Geruch verbreitet. Drei Mitglieder der Jagdgesellschaft schicken ihre Jagdhunde in den Unterbau: ein wildes Gebell und Gerenne. Offensichtlich hat sich der Dachs an eine Wand gestellt und wehrt sich mit scharfen Zähnen und Klauen, bis der erste Hund mit einer blutigen Kratzspur mitten über die Schnauze und der zweite mit entzweigebissenem Ohr wieder ans Tageslicht kommen, während sich der dritte vor Angst zitternd zurückzieht. Wie doch ein einzelnes kämpferisches Lebewesen, gut ausgerüstet, auch gegen eine dreifache Übermacht ankommt!

1

So wie vermutlich nie seit dem Mittelalter wurde der Volksheld Tell in der Schweiz der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts wieder aktuell, das heißt: notwendig und überlebenswichtig. Mit Hitlers Machtergreifung begann für die Schweiz, was Hans Küng „die Bedrohung unserer nationalen und personalen Freiheit“ nennt. „Mehr als alles andere“, sagt er, „prägt dies meine frühen Jahre.“ Schockerlebnisse setzen seinem Land, seiner Familie und ihm zu:

1934 die Ermordung des antinazistischen österreichischen Bundeskanzlers Dollfuß;

1938 der Anschluß Österreichs ans Deutsche Reich – ohne nennenswerten Widerstand der Angeschlossenen;

1939 der Überfall der Wehrmacht auf Polen und der Beginn des Zweiten Weltkriegs.

Die Schweiz, die letzte freie, unabhängige Insel Felsenburg in einem Meer ausufernder totalitärer Gewalt, fühlt sich - zurecht - bedroht. Als die Deutschen 1940 nach ihrem „Blitzkrieg“ gegen Frankreich in Paris einmarschieren, kommen den Eidgenossen die folgenden Landserverser zu Ohren:

2

Die Schweiz, die Schweiz, das Stachelschwein
die nehmen wir auf dem Rückweg ein!

1

Das Land rüstet sich zum Widerstand, militärisch, aber auch moralisch. Der Widerstandsgeist wird zunächst mit Symbolhandlungen geschärft: Fahnenübergaben oder Schützenfeste. Bei der Landesausstellung von 1939 bildet die überlebensgroße Statue eines Eidgenossen, der gerade kampfentslossen seinen Waffenrock anzieht, einen Blickfang für Hunderttausende. Eine Heerschar Schweizer Knaben im Hirtenhemd, jeder eine Armbrust auf der Schulter, präsentiert sich den Besuchern. Und im offiziellen Festspiel tönt es von der Bühne:

2

Es starb der alte Tell.
Doch kommt ein neuer Vogt ins Land,
Da wachsen hundert Tellen wieder!

1

Das ist keine Folklore, sondern der Versuch, eine Tiefenerinnerung zu aktivieren. In der Tellssage ist davon am meisten angelegt, in ihr ruht der Freiheits- und Selbstbestimmungswille – jetzt muß er geweckt werden.

Hans Küng erblickt in Wilhelm Tell den mächtigsten Archetyp im kollektiven Unbewußten der Schweizer: Er spricht sogar von einem „Mythos“, aber von einem, der nicht künstlich am Leben zu erhalten, sondern „kritisch zu durchleuchten“ sei, damit er nicht zur Tradition erstarrt, sondern seine „Potenz“ wirksam bleibt. Ähnlich hat es schon Gottfried Keller gesehen, auch wenn er es anders ausdrückt:

Die Tellenschüsse

Ob sie gescheh'n? Das ist hier nicht zu fragen;
Die Perle jeder Fabel ist der Sinn,
Das Mark der Wahrheit ruht hier frisch darin,
Der reife Kern von allen Völkersagen.

1

Für Diktatoren kein Grund, Tellenschüsse *nicht* zu fürchten!

Selbst Hitler, der Schillers Schauspiel lange als Führerdrama mißverstand, begriff mit der Zeit dessen wahre Botschaft und ließ den „Tell“ 1941 zuerst für die Bühne, dann als Schullektüre verbieten. „Ausgerechnet Schiller mußte diesen Schweizer Heckenschützen verherrlichen“, so seine Worte im Tischgespräch.

Beide „Tell“-Verbote wurden nicht lange nach der Hinrichtung des Schweizers Maurice Bavaud im Zuchthaus Plötzensee erlassen. Bavaud, ein 22-jähriger Einzelgänger aus dem Waadtland und streng katholisch erzogen, hatte 1938 vor der Münchner Feldherrnhalle den Versuch gewagt, Hitler frontal mit einer Pistole aus der Welt zu schaffen. Er war gescheitert, weil plötzlich Hunderte von Armen zum Führergruß hochschnellten und ihm das Ziel verdeckten.

Im Tell findet die Schweiz eine zugleich tröstliche wie mitreißende Identifikationsfigur – und auf dem Rütli den Ort, sich ihrer selbst zu vergewissern.

Hans Küng erinnert sich:

2

Am 25. Juni 1940 ruft General Henri Guisan, der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, alle Offiziere vom Bataillonskommandeur aufwärts auf das

Rütli zum Rapport. Hier auf der berühmten Bergwiese über dem Urnersee, wo nach der Sage der Bund der Urkantone beschworen wurde, versammelt er die Armeeführung: im Zeichen traditioneller Freiheit, Unabhängigkeit, Demokratie. Ohne den Gegner zu nennen, fordert Guisan entschieden Widerstand gegen jeden Angriff von außen wie gegen Zweifel, Defätismus und Unterwerfung im eigenen Land. Schon wenige Wochen nach seiner Wahl hatte er an alle Soldaten den Befehl erteilt, daß Rückzug und Kapitulation ausgeschlossen sei, daß vielmehr bis zur letzten Kugel gekämpft werden müsse und wer keine Munition mehr besitze, den Kampf mit Bajonett und Messer fortzusetzen habe. Der General wird im Land sofort verstanden ...

... und so hat es durchaus einen politischen Sinn und Zweck, daß unsere Schulen ein Jahr nach dem Rütli-Rapport 1941 allesamt zum 650. Geburtstag der Eidgenossenschaft zum Rütli reisen. Ich bin 13 Jahre alt. Auch die Schulen von Sursee fahren von Luzern aus mit einem großen Raddampfer über den See der „vier Waldstätten“ zur Rütliwiese. Und mir, jetzt schon in der ersten Klasse des Gymnasiums, ist aufgetragen, jene *entscheidenden* Sätze des Schillerschen Rütlichwurs pathetisch und zugleich nüchtern vorzusprechen, damit sie alle Schüler in heiligem Ernst wiederholen:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

1

Genau wie auf dem Theater wurde 1941 der Schwur den Versammelten jeweils in Doppelversen vorgesprochen – als hätte Schiller bei der 650-Jahr-Feier auf dem Rütli selbst Regie geführt!

Hans Küngs Doppelvers lautete:

2

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

1

Im „Tell“-Drama ist der Vorsprecher Pfarrer Rösselmann, der einzige und einzigartige Geistliche in Schillers schweizerischem Freiheits-Drehbuch, kein ängstlich-gekrümmter Kleriker wie der Klosterbruder in Lessings „Nathan“; nein, Rösselmann ist anders – obwohl er für einen Moment gefährlich doppeldeutig wird. Denn ebendieser Rösselmann hat den Verschwörern auf dem Rütli eingangs noch empfohlen, „Östreichs Hoheit“ anzuerkennen!

2

Was sagt der Pfarrer?
Wir zu Östreich schwören?
Hört ihn nicht an!
Das rät uns ein Verräter,
Ein Feind des Landes!

1

Doch kurz darauf, als wäre nichts geschehen, spricht Rösselmann den Schwur vor, und die ihn eben noch gescholten haben, sprechen ihm ohne Zögern nach. Ausgerechnet der Doppeldeutige darf ins innerste Kraftfeld des „Tell“-Dramas führen!

Ist das nicht merkwürdig?

Wollte Schiller in diesem Urschweizer Pfarrer das alte Dilemma der Kirche verkörpern, sich zwischen oben und unten, Herren und Knechten, Macht und Freiheit nie klar entscheiden zu können? Wollte er aus diesem Dilemma einen

Ausweg weisen? In *die* Richtung, die bei Hans Küng „erkämpfte Freiheit“ heißt: zuerst ererbt, dann durch die Welt gefährdet, schließlich im Kampf - und bestätigt vom eigenen Gewissen - noch einmal erworben?

Rösselmann hat sich am Ende entschieden und darf den Eidgenossen auf dem Rütli ihren zukunftssträchtigen Eid vorsagen – anrührend aber ist es, den noch sehr jungen Hans Küng des Jahres 1941 am selben Ort in Rösselmanns Vorsprecher-Rolle anzutreffen.

Ein Pfarrer auf dem Rütli – damit wird auch die religiöse Bedeutung des Bundes noch einmal bekräftigt:

Zu Beginn der Rütli-Szene entwirft Schiller detailliert wie nie ein Landschaftsbild: Über dem See ist eine ungewöhnliche Naturerscheinung zu sehen, ein Mondregenbogen oder, mit den Worten Klaus von Flües, „ein seltsam wunderbares Zeichen“. Dieser „Regenbogen mitten in der Nacht“ kann kein Zufall sein, vielmehr ist er eine bewußte, gezielte Anspielung auf ein uraltes Bundeszeichen aus der Bibel – womit Schiller sagt: Der sich hier anbahnende Bund der Freien steht unter dem Segen Gottes. Ja, die Freiheit, zu der die Schweizer sich auf dem Rütli verbünden, ist gottgewollt. Dem von nun an sich selbst regierenden und verteidigenden Volk wird jenes Gottesgnadentum zuteil, das seit alters nur von Fürsten beansprucht werden durfte.

Schiller zeigt die Geburt der Freiheit als nationalreligiösen Akt – und dieser mag im katholischen Christentum der Urkantone lange am stärksten verankert gewesen sein, einschließlich jenes Widerstandsrechts, in dessen Geist auch Hans Küng aufgewachsen ist.

Tell spricht das neue, unerhörte Selbstbewußtsein in der ihm eigenen Schlichtheit aus, und zwar als er vor dem Volkskerker Zwing Uri steht, den die Schweizer sich unter habsburgischer Knute selbst errichten müssen; Tell sagt:

2

Was Hände bauten, können Hände stürzen.
Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

1

Stauffacher gibt dieser fromm-naiven Sicht später, auf der Rütliwiese, noch eine Wendung ins Naturrechtliche. Seine Rede ist ohne Zweifel der älteste Rütli-Rapport der Schweiz.

2

Wir haben diesen Boden uns *erschaffen*
Durch unserer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt ...
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet,
Unser ist der Boden – und der fremde
Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und uns Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last – greift er
Hinauf getrost in Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte ...
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht –
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben –
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt –

1

In seinen Erinnerungen benennt Hans Küng auch zwei Gefahren, die der Freiheit drohen können, das heißt, er gibt ihnen Namen – die Namen von berühmten literarischen Figuren: *Kohlhaas* und *Gantenbein*.

Die Chiffre *Kohlhaas* steht für eine Bedrohung, die aus der eigenen Persönlichkeit kommt. *Fiat iustitia, pereat mundus!* – Es geschehe Gerechtigkeit, und wenn die Welt daran zugrunde geht! – so lautete der Wahlspruch des für Ungerechtigkeiten „höchst empfindlichen“ jungen Hans Küng, der sich mit der Zeit indes auf „bessere Wahlsprüche“ besann und sich, nach eigenem Bekunden, ein Kohlhaas-Schicksal ersparte.

Kohlhaas ist ein Tell, der das Augenmaß für Verhältnismäßigkeit verloren hat und in seinem Amoklauf schuldig und unschuldig nicht mehr unterscheidet. Die Schweiz hat aufgrund ihrer Freiheits- und Rechtsgeschichte keinen Kohlhaas hervorgebracht; es zeugt jedoch von intellektueller und mentaler Beweglichkeit, daß Hans Küng ihn im Spiel der Selbstreflexion als Drohbild einer entfesselten, nur noch selbstgerechten Freiheit ins Auge faßt.

Die Chiffre *Gantenbein* steht für eine andere Bedrohung, und diesmal geht sie vom Zeitgeist aus. „Identitätsprobleme à la Frischs Gantenbein waren meine Sache nicht“, lautet ein lakonischer Satz in Hans Küngs Erinnerungswerk. Angedeutet wird damit eine Thematik, die Max Frisch in seinem Roman „Mein Name sei Gantenbein“ von 1964 entwickelt – gleichsam *der* Anti-Bildungsroman der noch weitgehend unpolitischen europäischen Epoche vor '68.

Der Kernsatz des Gantenbein-Romans hört sich so an:

2

Jedermann erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.

1

Erfindung, nicht Erinnerung erzeugt diesen Jedermann.

„Ich stelle mir vor“, so lautet denn auch seine dutzendfach ausgestoßene Weltformel.

Gantenbeins Welt ist ein nebeltrüber Limbo ewiger Gegenwart – und ohne Geschichte, sei es National- oder Weltgeschichte. Kein Wunder, daß ihr Schöpfer, Max Frisch, in vorderster Linie bei denen mittritt, die Wilhelm Tell und das übrige Schweizer Freiheitspersonal nicht länger ernst nehmen und für wahr halten mochten, auch nicht in jener „Potenz“, die Hans Küng nach gründlicher Entmythologisierung für rettbar hält.

Kohlhaas und *Gantenbein* sind zwei von Hans Küng zurückgewiesene Gestalten, die *wahre* Freiheit eines Christenmenschen und Staatsbürgers zu verweigern oder zu verfehlen; beide scheuen die Mühe, *ererbtes* Gut immer wieder neu zu *erwerben*. So wird ein weiteres Mal deutlich, daß Hans Küng sich in der Geschichte der schweizerischen Selbstwahrnehmung auf einer mittleren Linie bewegt, auf der Gottfried-Keller-Linie; denn instinktsicher meidet er mit den Rollenangeboten *Kohlhaas* und *Gantenbein* genau das, was Keller *Fanatismus* und *Kopfhängertum* nannte und was er beides bei den Bewohnern der Urkantone zu seiner Freude nicht fand.

2

Natürlich weiß ich: Jede Geschichte, auch die meines Lebens, ist gedeutete Geschichte. Doch als Autobiographie ist sie von mir selber gedeutete Geschichte und hat so ihre eigene Authentizität.

Ich möchte selber noch zu Lebzeiten Legendenbildungen wehren, übelwollenden und wohlwollenden.

Bei solchem Erzählen muß es immer um die *historische Wahrheit* gehen, die es nicht zuläßt, daß Realität und Erfindung, Faktum und Fiktion verwischt werden. Es bedeutete für mich freilich eine Versuchung, als der australische Schriftsteller Morris West, Autor von Weltbestsellern wie „In den Schuhen des Fischers“, in den achtziger Jahren eigens nach Tübingen kam, um mich zu überzeugen, daß ich mich auf meinem zunehmend schwierigen Weg nicht

mehr selber verteidigen könne und der dies gerne für mich tun wollte – durch einen „Roman vrai“. Aber ich hatte kein Interesse an einer Romanexistenz ...

... und ich bin auch das Gegenteil eines Umberto Eco, der als „Philosoph der Vernebelung“ seinem Romanhelden Baudolino den bischöflichen Rat gibt: „Willst du ein Mann der Schrift werden, so mußt du auch lügen und Geschichten erfinden können, sonst wird deine Historia langweilig.“

Die interessantesten Geschichten schreibt, weil sie wahr sind, vielleicht noch immer das Leben selbst.

1

Am Ende ein Ausblick – von Hans Kungs Jugend auf seine Gegenwart:

Freilich ist der Erwachsene dem Schweiz-Bild seiner frühen Jahre nicht verhaftet geblieben. Er hat es vielmehr umgeschaffen und dabei sogar versucht, seinem Land eine neue, notwendig erscheinende Identität zu entwerfen, die nicht weniger als die alte Identität in der Schweizer Freiheitsgeschichte begründet sein sollte.

Diesen Versuch hat Hans Küng unternommen, als er 1991, zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft, die Gelegenheit erhielt, der Schweiz eine Geburtstagsrede zu halten. In dieser Rede distanziert er sich von jenem „Kult des eigenen Landes“, der einst, unter dem Druck der Nazi-Bedrohung, in der Schweiz betrieben wurde. Was damals richtig gewesen sei - die „Orientierung nach innen und nach rückwärts“ - sei heute falsch.

2

Und warum? Weil sich die Gesamtsituation der Welt, Europas und auch der Schweiz völlig verändert hat! Die Schweiz, die im Europa von 1941 ein erfreulicher Sonder*fall* war und mutig einen Sonder*weg* gegangen ist, steht heute in Gefahr, ein introvertierter und rückwärtsgewandter Sonder*ling* zu werden. Wir müssen den Mut haben, die Grenzen alten Denkens zu sprengen – das aber geht nur, wenn die Schweiz eine neue, realistische Vision von sich selbst entwickelt.

1

Wenn das gelingt und wenn die Schweiz ihre „Orientierung“ zurückgewinnt - indem sie etwa ihr Neutralitätsprinzip überdenkt -, dann könnte aus der lange auf sich bezogenen „Alpenfestung“ sogar eine „europäische Pioniernation“ werden ...

2

... und zwar deshalb, weil die Europäische Gemeinschaft als Makrokosmos erreichen möchte, was die Schweiz als Mikrokosmos schon vor anderthalb Jahrhunderten erreicht hat: eine echte Gemeinschaft verschiedener Völker, Sprachen, Kulturen und Konfessionen zu sein. Hier kann unser kleines Land eine große Arbeit leisten, nicht weil es besser ist als andere Länder, sondern weil es bereits seine Erfahrungen gemacht hat.

1

Der Erfahrungsvorsprung der Schweiz geht auf das Jahr 1847 zurück; damals, im Krieg mit dem Sonderbund der katholisch-konservativen Kantone, hat das Land eine blutige Lektion gelernt. Es war der letzte Krieg der Eidgenossen, und sie entdeckten in ihm, daß sie den Landfrieden nicht gewinnen konnten *ohne* den Konfessionsfrieden. Diese Entdeckung haben in Europa vielleicht auch andere gemacht – aber nur in der Schweiz wurde daraus so früh und so dauerhaft ein tragendes Element zur Bildung einer neuen Nation: einer Nation ohne Nationalismus.

Kein Landfrieden ohne Konfessionsfrieden ...

Das klingt doch wie ein fernes Echo der Weltethos-Maxime:

Kein Weltfrieden ohne Religionsfrieden.

Nun ist das „Weltethos“ kein Projekt zur Helvetisierung der Welt, obwohl es nicht das Schlechteste wäre, was der Welt passieren könnte! Aber von hier und heute aus läßt sich zumindest andeuten, daß auch das Projekt „Weltethos“, Hans Küngs Gegenwart und Zukunft, eine Wurzel in der Schweizer Freiheitsgeschichte hat.